

Natur als Quelle verlorener Sicherheit

Staab, Philipp; Bahl, Friederike; Kubilas, Uschi

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Staab, P., Bahl, F., & Kubilas, U. (2008). Natur als Quelle verlorener Sicherheit. In K.-S. Rehberg (Hrsg.), *Die Natur der Gesellschaft: Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006*. Teilbd. 1 u. 2 (S. 4228-4243). Frankfurt am Main: Campus Verl. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-155000>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Natur als Quelle verlorener Sicherheit

Philipp Staab, Friederike Bahl und Uschi Kubilas

Betrachtet man den aktuellen gesellschaftlichen Diskurs in der Bundesrepublik, so scheinen die Verhältnisse geprägt von geradezu epidemisch um sich greifender Unsicherheit unterschiedlicher Facette. Beinahe beliebig auswechselbare Horror-szenarien geben sich geradezu die Klinke in die Hand: stetig steigende Arbeitslosen-zahlen, unsichere Arbeitsverhältnisse, Standortverlagerungen, ein Wegbrechen sozialer Sicherungssysteme und damit gesellschaftlicher Solidarität, marodierende Großstadtjugend, dazu noch ein über den demographischen Diskurs suggeriertes Aussterben der Deutschen – die Liste scheint beinahe beliebig erweiterbar. Wie das Kaninchen auf die Schlange starrend, scheint das Individuum gebannt ob der Unlesbarkeit der aktuellen Verhältnisse. Denn diese dringt auch in die konkreten Lebenswelten ein, äußert sich gewissermaßen in einem zunehmenden Kontingent-werden individueller Biographien und führt damit zu einer tief empfundenen Un-sicherheit nicht nur bezüglich des eigenen Werdegangs in der so genannten El-lebogengesellschaft, sondern auch zur sich immer dramatischer stellenden Frage nach sozialer Zugehörigkeit im fundamentalsten Sinne. Was gibt noch Sicherheit? Wel-cher Konzepte wird sich bedient, nicht nur um den eigenen Platz zu finden, son-dern auch den gefährdet geglaubten Rang im sozialen Gefüge zu sichern?

Diesen Fragen soll im Folgenden mittels der These eines zunehmenden Prima-tes zugeschriebener – das heißt Unveränderbarkeit implizierender – gegenüber er-worbener Merkmale bei der Einordnung bzw. Klassifizierung des Fremden nach-gegangen werden. Anhand von vier Kategorien – Geschlecht, Rasse, Körper und Alter – soll exemplarisch veranschaulicht werden, dass diese zugeschriebenen (Gruppen-)Merkmale zunehmend biologischen Ursprungs sind, bzw. biologisch scheinlegitimiert, sowie, dass diesen eine Verachtungs- und Exklusion legitimieren-de Funktion inhärent ist.

Geschlecht

Es schien, als sei die Auseinandersetzung um die Geschlechtergerechtigkeit mit Begriffen wie Gender-Mainstreaming, Gleichstellungspolitik etc. und durch praktische Maßnahmen wie partikulare Frauenquoten, institutionengebundene Frauenbeauftragte und ähnliches in stabile, geregelte Bahnen gelenkt worden. Der starke sozialisatorische Ursprung und die soziale Konstruiertheit von Geschlechterdifferenzen gehörten im Zuge einer erstarkenden Frauenbewegung seit den 70er Jahren zunehmend zu allgemein anerkanntem Wissen.

Neue Erkenntnisse seitens der Frauenforschung, vor allem aber Behauptungen aus Richtung der Evolutionspsychologie und anderer biologisch oder evolutionär argumentierender Wissenschaften, ließen seit den 90er Jahren die Debatte um die Gleichheit/Ungleichheit der Geschlechter und die damit verbundene Politik neu entflammen. Exemplarisch wird in diesem Zusammenhang auf verschiedene Werke aus dem Umfeld evolutionärer Theorien zurückgegriffen.

»Evolutionbiologisch ist die ultima ratio jedes Lebewesens, gleich welcher Art und welchen Geschlechts, in möglichst vielen und möglichst überlebenstauglichen Nachkommen weiter zu existieren. Denn diese sind die Träger des eigenen genetischen Codes und verbreiten ihn. Und je effizienter sie das tun, desto mehr wird dieser Code letzten Endes im Erscheinungsbild der Population durchschlagen.« (Bischof-Köhler 2002/2004: 107)

Schon hier wird einleitend deutlich, welche normativen Annahmen derartigen Konzepten zu Grunde liegen: Weitergabe der Gene wird zum natürlichen Sinn eines jeden Lebewesens und die Selektion trifft die Entscheidung über den diesbezüglichen Erfolg.

Hinzu kommt, dass der raue Wind der Konkurrenz den Selektionsdruck unter den Individuen erhöht. Was gestern noch erfolgreich genug war, kann heute schon nicht mehr ausreichen. Gut, dass sich so manche Konkurrenz bereits auf Grund ihres Geschlechtes nicht zum Herausforderer eignet.

Eine klassische evolutionär-biologische Argumentationskette gestaltet sich folgendermaßen:

Seitdem es an Land lebende Wirbeltiere gibt, sind beide Geschlechter einer immer bestehenden unterschiedlich großen Ungleichheit bezüglich der parental Investment unterworfen. Die Verteilung ist asymmetrisch. Weibchen müssen in der Regel einen vergleichsweise großen Investitionsaufwand pro Einzelnachkomme leisten, da ihre Kapazität beschränkt ist, während die Männchen, zumindest theoretisch, durch einen verhältnismäßig kleineren Aufwand mehr Nachkommen erzeugen können.

Für die Weibchen muss die Investition lohnenswert sein, da dies ihre Verfügbarkeit für die Erzeugung neuer Nachkommen einschränkt: Die Investition der Gene

in Nachkommen wird dann erfolgreich, wenn die Nachkommen es schaffen, ihre Gene, und somit auch die der Mutter, an weitere Generationen weiterzugeben.

Es haben sich unter den Geschlechtern unterschiedliche Fortpflanzungsstrategien entwickelt, bei Arten mit innerer Befruchtung können die Weibchen nur die qualitative Strategie verfolgen, die Männchen verfolgen in der Regel die quantitative.

Mit der qualitativen Strategie ist die Pflege des Nachwuchses verbunden; je besser die Fürsorge, umso besser sind die Chancen, dass die Nachkommen durchkommen. Bei den Männchen gilt der quantitative Ansatz: Am erfolgreichsten ist der, der sich nach der Zeugung sofort auf die Suche nach einem neuen paarungswilligen Weibchen macht (Bischof-Köhler 2002/2004).

Diese Übertragung evolutionär-biologischer Logik auf den Menschen hat, konsequent gedacht, erhebliche Folgen. Man nehme das letzt genannte Beispiel: Das Männchen lässt also das Weibchen nach der Schwängerung sitzen, um sich auf die Suche nach der nächsten Paarungswilligen zu machen. Was sich unter zivilisatorisch-moralischer Perspektive als problematisch darstellt, wird hier mit dem Argument der Natürlichkeit vom Tisch gefegt: Die moralisch-soziale Frage ist geklärt bzw. existiert nicht. Jeder Zweifel an der Legitimität des Handelns wird über das Konzept »Natur« obsolet! »Das Männchen« ist natürlich genetisch determiniert und daher Besserung im Sinne widernatürlicher moralisch-zivilisatorischer Konzepte die reine Illusion.

Die Tragweite des Konzeptes natürlich-genetischer Determiniertheit kann konsequent gedacht bis zur Beinah-Legitimierung von Vergewaltigungen reichen. Dass dies, wie wir sehen werden nicht die einzig mögliche logische Konsequenz ist, verdeutlicht nur die Relativität derartiger Konzepte, die sich doch aus dem Munde ihrer Propagandisten wie unverrückbare Wahrheiten darbieten.

Im Zusammenhang mit den diametral liegenden Vorstellungen bezüglich der idealen Fortpflanzung, können Weibchen, laut Dawkins, immer unter dem Aspekt der Auswahl des besten Paarungspartners, unterschiedliche Strategien entwickeln (Dawkins 1996). Die Hauptstrategien sind: entweder einen treuen und häuslichen Partner, der sich voraussichtlich um den Nachwuchs kümmert, zu wählen oder sich mit einem Männchen einzulassen, das zwar sehr attraktiv ist, aber in den Nachwuchs, außer seinem Genmaterial, nichts investieren wird. Um den Bewerber zu klassifizieren, mustert das Weibchen das Männchen sorgfältig, um Anzeichen von Treue und Häuslichkeit zu erkennen.

»Eine Möglichkeit, wie ein Weibchen dies tun kann, besteht darin, sich eine lange Zeit hindurch schwer erobern zu lassen, also spröde zu sein. Ein Männchen, das nicht genug Geduld aufbringt, um zu warten, bis das Weibchen endlich zur Paarung bereit ist, ist wahrscheinlich kein guter Kandidat für einen treuen Ehemann. Dadurch, dass ein Weibchen auf einer langen Verlobungszeit besteht, sondert es flatterhafte Freier aus und paart sich schließlich mit einem Männchen, das seine Qualität an Treue und Beharrlichkeit im Voraus unter Beweis gestellt hat.« (Dawkins 1996: 245)

Was sagt uns das? Nun zunächst, dass im Kampf der zwei Fortpflanzungsstrategien gute männliche Gene auch gute schauspielerische Gene sein müssen. Zusätzlich bleibt die Frage offen, ob nicht Gewalt als Zugang zu Fortpflanzung unter Umständen einen einfacheren und daher reproduktionsutilitaristisch »natürlicheren« Weg darstellt.

Dawkins wählt eine andere Form der Erklärung, die nicht minder (aber eben auch nicht mehr) plausibel ist: Er führt aus, dass durch diese Strategie die Männchen gezwungen werden, in den Nachwuchs mehr zu investieren (schon der erste Bruch mit der Natur?), was dazu führt, dass es sich für sie nicht mehr lohnt, sich nach der Kopulation aus dem Staub zu machen, da das neue Weibchen sich wie das ehemalige verhalten wird.

»Wenn es aber in der Population »leichte Mädchen« gibt, die bereit sind, Männchen freundlich aufzunehmen, die Ihre Frauen verlassen haben, dann könnte es sich für ein Männchen lohnen, seine Partnerin im Stich zu lassen, ganz gleich, wieviel er bereits in ihre Kinder investiert hat.« (Dawkins 1996: 247)

Damit wäre dann auch der stets irrational erscheinende »Zickenterror«, für den Frauen doch so berühmt sind, erklärt: Es handelt sich um natürlichen Paarungs-Investitionsneid! Auch ist in der Konsequenz beispielsweise die Schuld für Seitensprünge stets bei der verführnden Frau zu suchen.

Wenn ein Weibchen sich jedoch für einen attraktiven Partner entscheidet, der keine Merkmale für Häuslichkeit aufweist, der, ganz im Gegenteil den Status eines Schürzenjägers hat, kann auch dies evolutionspsychologisch erklärt werden (Überraschung!). Der reproduktive Vorteil für das Weibchen liegt darin, dass die Nachkommen solcher Männchen die Eigenschaften des Vaters erben und zukünftig auch diese Strategie bei der Partnerwahl anwenden, was zu erfolgreicher Weitergabe (durch Quantität) der Gene der Mutter führt. – Jetzt wissen wir also sogar, warum es natürlich und nicht sozialisatorisch und damit kontingent ist, dass sich Machismo reproduziert! Leicht polemisch könnte man sagen: Machismo reproduziert sich und das nutzt auch noch den Frauen.

Die implizite Message derartiger Konzepte: *Wehrt euch nicht! Es ist eure Natur!*

Dass Frauen in der heutigen Gesellschaft nach wie vor für Kindererziehung und Haushaltsführung besser prädestiniert sind als Männer, ist unter Berücksichtigung der vorangegangenen Überlegungen der erste und naheliegendste Schluss evolutionärer Konzepte. In der Evolutionspsychologie wird davon ausgegangen, dass sich Frauen während der Hominisation nicht regelmäßig an der Großwildjagd beteiligt haben – auch wenn es vereinzelt unter Naturvölkern vorkommt, dass Frauen dies tun und auch wenn es sich um eine kaum beweisbare Prämisse handelt. Vielmehr wird angenommen, dass aufgrund der Kinderbetreuung, sich bereits damals eine

Arbeitsteilung einstellte; Männer jagten, Frauen betreuten die Kinder und sammelten Beeren.

Gerade diese Fundamentalthese vieler evolutionärer Konzepte verdeutlicht die normative Grundlage derartiger Argumentationslinien: Seit wann der Mensch Mensch ist, wer das erste Werkzeug oder die erste Waffe warum erfand, ob der Mensch von Natur aus Jäger war oder nicht und ob sich die Frauen nun an der Jagd beteiligten – all dies sind Vorannahmen, die auf einer normativen Grundlage erstellt werden. Nur weil es gut in statusängstliche, machistische Konzepte passt, ist es nicht der Weisheit letzter Schluss!

Für die Beaufsichtigung des Nachwuchses – Aufgabe der Weibchen – war Fürsorge, Vorsicht und Umsicht unabdingbar. Risikobereitschaft, Unternehmenslust, die Freude, sich in Gefahr zu begeben, sich im Kampf zu messen einerseits und Kooperationsbereitschaft (unter den Männern) andererseits sind folglich die spezifischen Funktionen des Mannes und bei der Daseinsbewältigung sicher vom Vorteil gewesen (Bischof-Köhler 2002/2004: 158 u. 161). Wem dies von der genetischen Disposition her leichter fiel, der war nicht nur als Jäger erfolgreich und ein tapferer Krieger, sondern sicher als Ehepartner begehrt.

Das von Natur aus risikobereite Männchen wird so folglich zum Protagonisten des modernen Raubtierkapitalismus. Dieser erhält in der Konsequenz via normativer Zuschreibung den Status der Natürlichkeit. Das Weibchen ist hierfür nicht nur nicht geschaffen – übrigens ein netter Nebeneffekt für verunsicherte, statusängstliche Männchen – ihre Natur verbietet ihr sogar implizit, Einfluss auf den Lauf der Dinge zu nehmen, es sei denn, es handle sich um die Paarungspartnerwahl; und hier gilt natürlich: Nach wie vor kriegt wahrscheinlich das größte Raubtier die meisten Weibchen!

Die evolutionäre Psychologie hat in letzter Zeit in der Bundesrepublik eine relativ hohe mediale Resonanz erreicht. TV-Sendungen, die die Geschlechterdifferenzen betonen, suggerieren Natürlichkeit bezüglich der Unterschiede zwischen den Geschlechtern. Die mediale Aufmerksamkeit, die derartigen Inhalten zu Teil wird, und damit die zunehmende Verbreitung jenseits der wissenschaftlichen Community lässt die Popularität solcher, auf simpelsten Zuschreibungen basierenden, Konzepte erahnen.

Es sollte an dieser Stelle erwähnt werden, dass das Ziel dieses Artikels nicht das Aufzeigen von revisionistischen Intentionen der evolutions-psychologischen Autorenschaft ist. Auch soll in keiner Weise behauptet werden, evolutionär-biologisch argumentierende Wissenschaften seien der Ursprung der Misere. Das Phänomen stellt sich als wechselseitig, vielleicht sogar sich wechselseitig multiplizierend dar: Die teilweise trivialen Aussagen mancher Wissenschaftler reagieren (nicht unbedingt intentional) auf die Bedürfnisse der Leserschaft und öffnen die Tür für verschiedenste interessengeleitete Interpretationen. Die Unterfütterung des Ganzen mit

einem schwammigen, normativen Konzept von Natürlichkeit bildet die Basis der Legitimation und gebietet somit Vorsicht. Gerade in Zeiten in denen Begriffe wie »Gesellschaft« ohnehin nicht mehr den Duft potenzieller Emanzipation, sondern eher den Gestank fundamentaler Unsicherheit und Gefahr zu verströmen scheinen, muss alles, was sich Wissenschaft nennt, auch mit Blick auf konzeptimplizite Folgen reflexiv agieren!

Rasse

Zusätzlich zu den bereits beschriebenen Tendenzen ist eine weitere, in Deutschland zwar wenig verbreitete, in den USA jedoch an Auftrieb gewinnende, Auseinandersetzung mit dem Thema *Rasse* zu beobachten, die ebenfalls auf einen recht universalen Trend zur verstärkten Zuschreibung von Merkmalen schließen lässt.

Bedingt durch Erfahrung mit nationalsozialistischer Eugenik ist das Thema Rasse in Deutschland nach wie vor hoch tabuisiert. Im englischsprachigen Raum existiert jedoch bereits seit geraumer Zeit eine heftige Kontroverse um den Begriff Race (bewusst hier nicht als »Ethnizität« übersetzt). Hauptvertreter dieser Schule der Rasseforschung sind unter anderem der Psychologe Arthur Jensen (»The g Factor: The Science of Mental Ability«), der Evolutionspsychologe Philippe Rushton (»Race, Evolution and Behavior«), sowie der Anthropologe Vincent Sarich und Frank Miele (»Race: The reality of human difference«).

Seit der Veröffentlichung von »The Bell Curve« 1994 (Hernstein/Murray 1994) steht die vermeintliche Diskrepanz zwischen verschiedenen Rassen bezüglich derer durchschnittlicher Intelligenz im Zentrum der Argumentation der Rasseforscher. Dass dieser Ansatz keineswegs neu ist, sondern lediglich in vermeintlich neuem Gewand daherkommt ist offensichtlich. Parallelen zu beispielsweise nationalsozialistischer Rasseforschung, die stark mit Schädelmessungen argumentierte, sind auffällig. Zumeist wird auf der Basis von IQ-Unterschieden argumentiert – an sich schon fragwürdig, wird doch die Kulturunabhängigkeit jedweder IQ-Tests stark bezweifelt. Doch Rushton und Jensen beispielsweise bedienen sich auch althergebrachter Methoden, wie eben der erwähnten Schädelmessung. Argumentationslinie: Größerer Schädel = Größeres Gehirn = Höherer IQ. Oder wie es Rushton und Jensen ausdrücken: »The most likely reason why larger brains are (...) more intelligent than smaller brains is that they contain more neurons and synapses, which make them more efficient« (Rushton/Jensen 2005: 253).

Die Ergebnisse sind stets die Gleichen. Es zeigt sich ein vertikales Modell: Schwarz dümmer als Weiß, Weiß dümmer als Gelb. Dass die Streuung bezüglich des IQs innerhalb aller genannter Populationen im Durchschnitt größer ist als die

Streuung zwischen den benannten Populationen (Henn 2004), interessiert die designierten Rasseforscher wenig.

Eine Erklärung für die postulierten Unterschiede ist evolutionstheoretisch schnell zur Hand:

»Evolutionary selection pressures were different in the hot savanna where Africans lived than in the cold northern regions Europeans experienced, or even colder regions of East Asians. (...) the farther north the populations migrated out of Africa, the more they encountered the cognitively demanding problems of gathering and storing food, gaining shelter, making clothes and raising children successfully (...).« (Rushton/Jensen 2005: 266)

Folgen sind: je kälter, desto

»larger brains, slower rates of maturation, and lower levels of testosterone – with concomitant reductions in sexual potency, aggressiveness, and impulsivity; increases in family stability, advanced planning, self-control, rule following, and longevity« (Rushton/Jensen 2005: 266).

In diesem Sinne typisiert sind Schwarze also sexuell äußerst potente, aggressive, nicht besonders intelligente Menschen, die unfähig sind, stabile Familienstrukturen zu erhalten, die sich selbst schwer unter Kontrolle haben und die dazu noch kaum in der Lage sind, sich irgendwelchen Regeln zu unterwerfen. Asiaten – das genaue Gegenteil – sind hoch intelligent, dafür aber sexuell kaum ernst zu nehmen. Ihre genetische Struktur entbehrt jedweder Individualität. Sie befolgen Regeln, sind also führbar und anpassungsfähig – dennoch sollte man auf der Hut sein, sind sie den Weißen doch an Intelligenz leicht überlegen.

Was so von den ausschließlich weißen Autoren postuliert wird liest sich nun für den Soziologen als ein doppelter Modus der Abgrenzung: Nach oben wie nach unten. Die weiße Mittelschicht, seit den Sechzigern scheinbedroht durch Projekte egalitärer Bildungs- und Arbeitsmarktpolitik, wie auch durch das prozentuale Schwinden ihres Anteiles an der Gesamtbevölkerung, kriegt ein großartiges Instrument zur Hand, um derartige Politik in Frage zu stellen: Ein durchschnittlicher IQ-Unterschied von 10 bis 20 Punkten lässt affirmative Politik doch eher fragwürdig wirken.

Das Postulat der an Intelligenz überlegenen Asiaten fällt allzu offensichtlich zusammen mit einem Gefühl der Bedrohung: Auf globaler Ebene sind es seit den 90er Jahren die Tigerstaaten und China (Japan natürlich schon viel länger), die die wirtschaftliche Hegemonie des Westens in Frage stellen. Wahrscheinlich wichtiger ist jedoch ein anderes Faktum: Die Tatsache, dass in den USA seit ca. 10 Jahren äußerst zahlreich bildungshungrige Amerikaner asiatischer Herkunft an die Universitäten drängen. Diese Situation ist vergleichbar mit der Situation der großen Universitäten der amerikanischen Ostküste in den zwanziger Jahren, als diese sich ob des immensen Ansturms jüdischer Studenten genötigt sahen, Beschränkungen für diese Gruppe zu erlassen (Karabel 2005). Das Schreckensbild des an Tüchtigkeit überlegenen Asiaten, in den 80ern stark bedingt durch die Expansion japanischer

Autohersteller in den USA, wird nun also per Zuschreibung ergänzt um die Überlegenheit auf dem kognitiven Feld. Sollte man da nicht zum Schutze der eigenen Kultur, Wissenschaft und ökonomischer Potenz wiederum Beschränkungen für Asiaten erlassen?

Existierende, sozial verursachte Ungleichheiten werden hier zu Naturgesetzen stilisiert, sind sie doch nach der beschriebenen Logik nur Folgen genetischer Unterschiede zwischen den Rassen, nicht aber das Produkt sich multiplizierender sozialer Ungleichheit. Hier zeigt sich unverhohlen das gefährliche Element dieser naturalistischen Argumentationsweise: Der Status Quo wird zementiert. Ungleichheiten werden mit wissenschaftlicher Legitimation als unverrückbar erklärt. Perfide: Unglück ist sowohl selbst als auch fremd verschuldet. – Niemand kann etwas für seine minderwertigen Gene, zugleich kann ihnen aber auch niemand entrinnen! »Genetic-evolutionary theory acknowledges factors such as East Asian family strength or African poverty, but as effects rather than as causes« (Rushton/Jensen 2005: 277). Afrikanern ist also einfach nicht zu helfen.

Die benannten Wissenschaftler schrecken auch nicht vor Empfehlungen für öffentliche Politik zurück, die sich nur allzu logisch aus den vermeintlichen Erkenntnissen zu ergeben scheinen.

So schlagen Herrnstein und Murray in »The Bell curve« – das Buch wurde übrigens gesponsert von der äußerst konservative Bradley Foundation – ein »scaling back affirmative action, reducing the intrusiveness of the government, and returning to individualism« (Herrnstein/Murray 1994) vor. Wie individuell dieser *Individualism* sein würde lässt sich leicht erahnen, basiert er doch auf kollektiven Merkmalen: Hier werden der Zusammenhang der von uns beschriebenen Dynamiken mit dem Feld der Rasseforschung, wie auch die größtenteils aus dem neoliberalen Paradigma und der Logik des flexiblen Kapitalismus gespeiste, vermutlich auch teilweise interessengeleitete Logik deutlich. Im Klartext bedeuten die Vorschläge eine soziale Gruppen-selektion- und exklusion im Namen des einzig gerechten Maßstabes: individuellen – eigentlich aber Gruppen-Potenzials.

Großzügig machen Rushton und Jensen jedoch auch Zugeständnisse. So sollten die Erkenntnisse keine Auswirkungen auf bestimmte staatlich garantierte Rechte haben: »Granting equal rights under the law and whether to provide social welfare, for example, are based more on moral and political philosophy than on research findings« (Rushton/Jensen 2005: 281).

Dennoch bleibt das Ziel:

»(...) the public must accept the pragmatic reality that some groups will be overrepresented and other groups underrepresented in various socially valued outcomes. Organizations such as the APA could play a critical role in changing the zeitgeist.« (Rushton/Jensen 2005: 283)

Schließlich – es mutet zynisch an – beschwören Rushton und Jensen die positiven Auswirkungen derartiger Politik auf den sozialen Frieden:

»(...) the view that one segment of the population is largely to blame for the problems of another segment can be even more harmful to racial harmony, by first producing demands for compensation and thereby inviting a backlash.« (Rushton/Jensen 2005: 282)

Minderwertige Gruppen müssten folglich nur Einsicht in ihre eigene Unfähigkeit zum Aufstieg erlangen. Eine Akzeptanz der allzu plausiblen Argumente führe dann zu friedvoller Lethargie.

Als Konsequenz bleibt also nur die Akzeptanz der Minderwertigkeit bestimmter sozialer Gruppen und damit deren legitimer Exklusion, die in einer Situation, die sich in vielen gesellschaftlichen Bereichen als ein Konflikt um knapper werdende Ressourcen darstellt, den herrschenden Interessen, wenig überraschend, in die Hände spielt.

Es findet sich in der Diskussion um den Rassebegriff eine ideologische Debatte, die so alt ist wie die Schädelmessung. Wurde zu Beginn der Rasseforschung vor allem mit kollektiven Begriffen wie der *Volksgesundheit* argumentiert, so sind diese Verachtung und Exklusion legitimierenden Spontanplausibilitäten heute ideologisch durch einen verdrehten Begriff von Individualismus geprägt. Die Zuschreibung kollektiver Merkmale ermöglicht Gruppenexklusion, gerechtfertigt durch vermeintliche Fairness und einen ideologisch gewendeten, normativen Begriff individuellen Potenzials.

Wir haben in dieser Darstellung der Tendenzen im Bereich der Geschlechter- und Rasseforschung die Variante des Andeutens möglicher Folgen, die uns in evolutionär-biologistischen Konzepten implizit angelegt erscheinen, der Variante des Widerlegens und In-Zweifel-Ziehens ihrer Wissenschaftlichkeit weitgehend vorgezogen. Es gibt eine heftige wissenschaftliche Kontroverse zwischen beispielsweise der Evolutionären und der Sozialpsychologie, an die anzuknüpfen unseren Beitrag hätte aus dem Ruder laufen lassen.

Dies bedeutet nicht, dass die ersten Folgen derartiger Konzepte relativiert werden sollten. Das Thema ist ernst, und die Auseinandersetzung muss sowohl auf dem wissenschaftlichen Feld, im Sinne einer Demaskierung der Unwissenschaftlichkeit, als auch im Felde der gesellschaftlichen Deutungsmuster, im Sinne der Frage »Wie wollen wir eigentlich leben?«, geführt werden.

Jede sozialwissenschaftliche Argumentation beruht auf bestimmten Prämissen, die man teilen kann oder eben auch nicht. Wenn jedoch, wie in diesem Fall, die normative Grundlage der Prämissen derart eindeutig und auf Grund ihrer naturalistischen Untermauerung auch noch mit einem subtilen Universalismus verwoben ist, sollten diese allerdings noch ausdrücklicher Kritik und Reflexion unterzogen werden.

Körper

Im Zusammenhang mit der Debatte um Rasse und Geschlecht, kommt unweigerlich ein drittes Moment zum Tragen: der Körper. Sind es nicht zuletzt doch körperliche Merkmale, mittels derer schon *auf den ersten Blick* die Zugehörigkeit zu einer bestimmten ethnischen Gruppe vermeintlich erkannt sowie die Zuordnung zu der Geschlechterkategorie »Mann« bzw. »Frau« erfolgt. Merkmale wie Hautfarbe, Figur und Gesichtszüge erweisen sich schließlich als unmittelbar auszumachende Signale, die zur schnellen Klassifizierung geradezu einladen. Nimmt man die vorangegangenen Überlegungen hinzu, wird der Körper mit der Identifikation als schwarz, weiß oder gelb, als männlich oder weiblich folglich zu einem offenen Buch, dessen Inhalt sich sofort erschließt. Die mit Farbenblindheit geschlagene Moderne findet Heilung.

Der Körper wird zu einem schnell greifbaren Hinweis auf Eigenschaften und charakteristische Merkmale einer Person. Um eine Formulierung Eske Wollrads zu verwenden: Körper werden zu »Landkarten« (Wollrads 2004: 184), die mittels unterschiedlicher Farb- und Formgebung eine rasche Orientierungshilfe bei der Einschätzung von Menschen liefern.

Nun könnte man einwenden, dass die Soziologie doch längst für sich erkannt hat, dass der Körper mit all seinen Sinnen eben nicht nur eine Tür zur Welt ist, sondern seiner Umwelt im gleichen Atemzug sozusagen als Fenster ins Innere dient. So ist bereits bei Georg Simmel zu lesen, »dass der Mensch schon aus seinem Anblick, nicht erst aus seinem Handeln verstanden wird. Das Gesicht, als Ausdrucksorgan betrachtet, ist sozusagen ganz theoretisches Wissen, es handelt nicht (...) sondern es erzählt« (Simmel 1992: 725).

Ebenso hat die Soziologie entdeckt, dass der Körper gerade hinsichtlich dieser Funktion eines Fensters ins Innere keineswegs ein »unbeschriebenes Blatt« ist. So hat beispielsweise Pierre Bourdieu darauf hingewiesen, dass der Körper stets auch den Stempel der sozialen Klassenzugehörigkeit trägt, das heißt gesellschaftliche Strukturen sich förmlich in den Körper einschreiben (Bourdieu 1987). Jedoch liegt genau an dieser Stelle ein entscheidender Unterschied. Geht es hier doch darum, dass dieser Stempel ein erworbener ist, das heißt Ausdruck sozialisatorischer Prozesse sowie gesellschaftlicher Verhältnisse. Er ist von Menschenhand geschaffen und daher veränderbar. Die imaginierten naturalistischen Auffassungen verweisen dagegen auf einen vermeintlich wissenschaftlichen Beleg eines natürlichen Ursprungs und damit einer unveränderlichen Bedingtheit gegebener Unterschiede. Unterschiede werden somit zu unumstößlichen Gewissheiten und der Körper wird dabei zur visuellen Evidenz dieser Differenzen. Was draufsteht, ist eben auch drin.

Abgesehen von dieser Indikatorfunktion besitzt der Körper jedoch noch eine weitergehende Bedeutung im Rahmen evolutionärer Erklärungsmuster, ist er doch

immer auch Maßstab für Attraktivität: Wer glaubt, dass das, was gemeinhin als attraktiv oder schön gilt, nur äußere Fassade ist und je nach Gesellschaft und Kultur variiert, wird bei David Buss eines besseren belehrt. Wenn man dem amerikanischen Psychologen Glauben schenken darf, variiert das gemeinhin unter Schönheit bzw. gutem Aussehen verstandene, weitaus weniger, als häufig angenommen wird (Buss 1994).

So erklärt Buss mit seiner Studie »Evolution des Begehrens« (Buss 1994) Attraktivität als evolutionär bedeutsames Konzept. Natürlich geht es hierbei in erster Linie um eine vermeintlich in der Evolution verankerte Suche der Männer nach weiblicher Attraktivität.

So wird beispielsweise die besondere Schwäche von Männern jeden Alters für hübsche, junge Frauen mit ausladenden Hüften und einer verhältnismäßig schmalen Taille zu einer evolutionsbiologisch sinnvollen Strategie. Handelt es sich bei den hier postulierten Merkmalen von physischer Attraktivität doch um bedeutsame Hinweise auf Jugendlichkeit und Gesundheit, die wiederum wesentliche Voraussetzungen für den Reproduktionserfolg sind.

Auch die bislang bei einigen Frauen regelrecht manisch anmutende Sorge um die eigene Schönheit rückt angesichts dieser Überlegungen letztlich gleich wieder in die Sphäre des Normalen, erhält sie hier doch eine naturgegebene Legitimität.

Nun wollen wir die Damen der Schöpfung an dieser Stelle nicht benachteiligen. Zwar legen Frauen bei der Partnerwahl ihr Interesse nicht so stark auf Äußerlichkeiten an sich. Doch auch hier bleiben wir von Klischees, eingehüllt in das Gewand einer natürlichen Notwendigkeit nicht verschont. Denn Frauen haben stattdessen bei der Partnersuche – Sie ahnen es bereits – einen natürlichen Hang zu materiellen Dingen, die auf Macht und die notwendigen Versorgungskapazitäten für den Nachwuchs schließen lassen.

Angesichts eines sich seit dem ausgehenden 20. Jahrhundert abzeichnenden regelrechten Körperbooms scheint zudem eine wahre Hysterie in Sachen Körperkultur um sich zu greifen. Dieser scheint den evolutionären Erklärungsmustern auf den ersten Blick zu ihrer wahren Geltung zu verhelfen. Der Körper ist zurück. Jedoch nicht zwingend im Gewand einer schicksalhaften Notwendigkeit, sondern vielmehr in der Position eines eigenverantwortlichen individuellen Projekts und Produktes: Fitness, Schlanksein und Gesundheit sind zum allgemeinen Ideal geworden. Überall sieht man Fitnessstudios aus dem Boden sprießen und einst für einen ruhigen Spaziergang angelegte Parks scheinen nun in Arenen sportlicher Betätigung verwandelt, die von einer Überzahl von Joggingbegeisterten bevölkert werden.

Ausgewogene, gesunde Ernährung ist bei immer breiteren Bevölkerungskreisen dem Anschein nach auch nicht länger nur etwas für penible Gesundheitsfanatiker. Sie ist vielmehr zum Schlagwort eines neuen Lebensstils geworden. Probiotische Drinks und mit jeglichen Vitaminen und entschlackenden Stoffen angereicherte

Pillen sowie Brausetabletten, sollen zudem das Immunsystem stärken, die Verdauung regulieren und den Körper auf dem Weg zur Traumkonstitution begleiten.

Damit nicht genug: Wellness ist auch so ein neues Zauberwort – vor einigen Jahren hätte man wahrscheinlich bei Zweidritteln der Bevölkerung lediglich ein paar ungläubige und verständnislose Blicke geerntet und hätte vielleicht einen unbeholfenen Versuch gewagt, das Ganze unter Zuhilfenahme veralteter Vokabeln wie Erholung oder Wohlbefinden zu übersetzen. Heute ist Wellness dagegen doch jedem ein Begriff, während man wohl eher mit der Verwendung von Worten wie Erholung einiges Stirnrunzeln kassiert. Gesundheit und Fitness – so scheint es – sind zu allgemein anerkannten Werten geworden.

Nun könnte man freilich einwenden: »Ist doch wunderbar, wenn sich alle um ihre Gesundheit sorgen und sportliche Betätigung nicht länger von außen verordnet werden muss, sondern zur selbstbestimmten Freizeitbeschäftigung wird«. So ist doch einige Entlastung für das öffentliche Gesundheitssystem garantiert, und die zunehmende Privatisierung im Bereich der Gesundheitsvorsorge ist scheinbar nur logische Konsequenz dieses Trends, die eigene Gesundheit zunehmend als selbstbestimmtes Projekt aufzufassen. Doch scheint das Interesse für den eigenen Körper ein Maß, das den Titel *gesund* auch wirklich verdient, längst überschritten zu haben und stattdessen bereits zu einer regelrecht neurotischen Selbstsorge aus Angst vor selbstverschuldeter Exklusion mutiert zu sein.

Schlankheitswahn und Schönheits-OPs sind dabei nur zwei Ausläufer dieses Trends. Denn in dem Maße, wie der Körper zum Aushängeschild der eigenen Identität wird, muss schon der erste Blick überzeugen. Ein Produkt wird eben nicht zuletzt wegen seiner Verpackung gekauft. Vielmehr ist der Kern unweigerlich mit seiner Hülle verwoben.

Dies hat sicherlich eine positive Seite: Wer schon mittels seiner äußeren Erscheinung beweist, dass er oder sie fit ist und auf Gesundheit und ein gepflegtes Äußeres achtet, erhält nicht selten zugleich die Attribute selbstverantwortlich und belastbar und wird damit schnell als für den Erfolg gerüstet wahrgenommen. Im Körper manifestiert sich eben auch das jeweilige Potenzial des Menschen, und mit der Verknüpfung von Charakterattributen mit deren körperlicher Manifestation wird die Klassifikation des Anderen doch erheblich einfacher.

Jedoch lässt auch dieses Muster sich umkehren: Denn Fettleibigkeit wird in einer Welt, in der einem, ob nun von der Mattscheibe, von Werbeplakaten oder tausendfach aufgelegten Trendzeitschriften, jeden Tag strahlende, junge Schönheiten mit gestählten Körpern den Weg zum Erfolg weisen, doch eher Unverständnis erregen und nicht selten auch als Anzeichen für einen schwachen Charakter, fehlende Willenskraft oder gar Disziplinlosigkeit gewertet. Und an dieser Stelle liegt genau der Knackpunkt. Hier verbirgt sich die Gefahr einer körpervermittelten Klassifizierung, die rassistischer und weiblicher Diskriminierung in nichts nachsteht –

tatsächlich ja mit dieser verwoben ist. Denn ebenso wie der Körper als Projektionsfläche positiver Eigenschaften dient, die dem einzelnen schon auf den ersten Blick wünschenswerte Attribute verleiht, kann er im Umkehrschluss gleichermaßen als Nährboden für schnelle Klassifikation in negative Kategorien genutzt werden.

Das heißt, es besteht die Gefahr, dass Personen zu bloßen Körpern degradiert werden, die nur mit einem Blick den Wert oder Unwert eines Menschen vermeintlich verraten und ohne Umschweife über Zugehörigkeit oder Ausschluss entscheiden. Oder um es noch einmal mit Niklas Luhmann zu formulieren: »Es spricht vieles dafür, daß im Exklusionsbereich Menschen nicht mehr als Personen, sondern als Körper erfaßt werden (...). Es gibt vielmehr eine Art von intuitionsgeleiteter Wahrnehmung (...). Fremde (werden) (...) als Körper identifiziert. Alles, was wir als Person erfassen würden, tritt zurück« (Luhmann 1995: 262). – Nicht zu Unrecht denkt man hier an den negativen Stereotyp des verwahrlosten Sozialschmarotzers.

War die körperliche Manifestation vor nicht allzu langer Zeit noch als sozial vermittelt akzeptiert – jeder kennt den Satz von der Armut, die sich an den Zähnen ablesen lässt – so haben wir es heute mit einer Renaturalisierung und Individualisierung sozial vermittelter, körperlich manifester Unterschiede zu tun. Die Gebrechen der Anderen lassen sich gewissermaßen in zwei Gruppen gliedern: Ist Rauchen noch teils selbstverschuldet, so werden Unzulänglichkeiten, wie Fettleibigkeit, imaginär gekoppelt an Disziplinlosigkeit, die jemanden beispielsweise für einen bestimmten Beruf disqualifizieren, in ihrem Zeigefingercharakter abgemildert. Es ist die genetische Disposition, die exkludiert. Dafür kann der Betroffene nichts – das hilft ihm allerdings auch nicht weiter.

Alter

Noch ein weiterer Faktor scheint sich an dieser Stelle zu etablieren. Wie die anderen ist er nicht zum ersten Mal in der Diskussion. Jedoch zeigt er sich hier gleichermaßen nun in neuem Gewand und reiht sich so in die bisherigen Überlegungen fast nahtlos ein, indem er der aktuellen Tendenz in Richtung naturalistischer Argumentationsweisen gleichermaßen Rechnung trägt und ebenso im Körper einen sichtbaren, unveränderbaren Ausdruck erlangt: das Alter.

Denn mit der Rede von dem flexiblen, mobilen und dynamischen »Idealmenschen« gerät unweigerlich die Kategorie des Alters in den Blick. So ist die Forderungskette des neuen Kapitalismus – flexibel, mobil und dynamisch – nun mal schnell mit der Vokabel jung ergänzt. Älteren Menschen werden dagegen in diesem Zusammenhang ebenso rasant Attribute wie »festgefahren« zugeteilt. Selbst die viel gerühmte langjährige Erfahrung, die immer wieder als starkes Argument für die

Einstellung von Arbeitnehmern älteren Jahrgangs herangezogen wurde, scheint unter dem Fokus auf schnellen Wandel und Anzeichen eines Primats zukünftiger Leistungen über die bisherige Erfahrung (Sennett 2005: 9) mehr und mehr ihre positive Wirkkraft zu verlieren. Vielmehr gerät der Verweis auf bisher Geleistetes und einen angesammelten Erfahrungsschatz, wie oben gezeigt, zunehmend unter den Verdacht der starren Fixiertheit auf vergangene Leistungen und altgediente Vorgehensweisen. Erfahrung erhält somit verstärkt einen negativen Beigeschmack und man wird schnell zum alten Eisen erklärt und auf das Abstellgleis jenseits der Erwerbstätigkeit verfrachtet. An die Stelle der viel gerühmten Weisheit des Alters tritt hier der Vorwurf zunehmender Verkalkung und Unbeweglichkeit. Und mit dem Hinweis darauf, dass Altern nun mal eine naturgegebene Tatsache des Lebens darstellt, wird im Zuge einer verschärften Rückkehr naturalistischer Argumentation Alter zu einem scheinbar unumstößlichen Beleg für unaufhaltbar einsetzenden Leistungsverfall. Alles über 50 wird folglich aussortiert, ist doch hier ein Mithalten mit immer rascheren Wandlungsprozessen eine zu große Herausforderung. Der Körper erweist sich auch in diesem Zusammenhang als dienliches Hilfsmittel.

Spätestens an dieser Stelle kommt damit erneut die populäre Kategorie des Potenzials in den Blick. Scheint dessen anfänglich positive Interpretationsweise im Sinne einer Verheißung grenzenloser Offenheit, vollends losgelöst von überkommenen Mustern wie Herkunft oder Vitamin B, im Zuge der vorangegangenen Überlegungen doch mehr und mehr verloren gegangen zu sein. Vielmehr gibt die Natur dem Anschein nach ja schon die entscheidenden Vorgaben, an denen der einzelne nicht mehr viel rütteln kann. An die Stelle der Offenheit tritt also verstärkt der Verweis auf Determiniertheit – sei es bezüglich der Kategorie des Geschlechts, mit der hier unweigerlich bestimmte Merkmale und Eigenschaften zu unumstößlichen Gewissheiten erklärt werden, sei es hinsichtlich des Begriffs der Rasse, der in gleichem Maße die Existenz naturbedingter Unterschiede nahe legt und nicht zuletzt im Falle des Alters, das ebenfalls nicht von der Zuordnung gewisser Attribute verschont bleibt, die im Gewand der Natur zu vermeintlich unveränderlichen Wahrheiten werden. Im Körper erhalten diese Gewissheiten dabei noch die zu einer schnellen Klassifizierung notwendige visuelle Evidenz. Manifestieren sich diese doch wunderbar leicht erkennbar in körperlichen Merkmalen, sei es anhand von Figur, Hautfarbe oder Anzahl der Falten.

Fazit

Der jeweilige Charakter, spezifische Eigenschaften und vor allem das Leistungsvermögen sowie persönliche Fähigkeiten oder kurz das Potenzial eines Menschen

steht ihm damit förmlich auf den Leib geschrieben. Die freudige und mit Gerechtigkeitsverheißungen getränkte Vorstellung eines leistungsoffenen, von Herkunft losgelösten Konzepts von Potenzial scheint sich somit letztlich in die böse Fratze eines: Ja, sicher jeder nach seinen Fähigkeiten, aber diese sind nun mal über Geschlecht, Rasse und Alter vertikal ungleich verteilt, zu verwandeln.

Dass derartige Konzepte im Zuge eines fundamentalen Umsichgreifens von Unsicherheit an Zugkraft zu gewinnen scheinen, muss kritische Sozialwissenschaftler nachdenklich stimmen. Die Klassifikation des Anderen nach biologistischen Mustern ist nicht wertfrei. Sie legitimiert Verachtung und befördert die Exklusion der Verachteten.

Wir haben uns bemüht, exemplarisch darzulegen, wie ein in alle Bereiche der individuellen Lebenswelt vordringender Markt einhergehend mit Flexibilisierungen, die über die Arbeitssphäre in die Lebenswelten eindringen, aber auch ein Wegbrechen sozialer Sicherungssysteme sowie weitere Faktoren, massive Unsicherheit und zunehmende individuelle Desintegration produzieren. Diese Faktoren tragen, unserer Ansicht nach, zu einem Bedürfnis der einfachen Klassifikation des Fremden bei, die von naturalistischen Konzepten unterwandert und der Legitimierung von gruppenspezifischer Verachtung zuträglich ist. Im Rekurs auf Emile Durkheim haben wir seine Vokabel »Anomie« (Durkheim 2003) als treffend für die aktuelle Situation beschrieben.

Nun lässt sich Durkheims Werk nicht auf die Vokabel Anomie oder allgemeiner auf die Krisenanalyse moderner Gesellschaften reduzieren. Durkheim beschreibt auch, dass eben organische Solidarität und mechanische Solidarität immer in einem Spannungsverhältnis stehen – erstere stets in Gefahr, in Krisensituationen von letzterer geschluckt zu werden. Ein näherer Blick auf das Konzept der organischen Solidarität verdeutlicht: Sie entsteht durch wechselseitigen Austausch über die Arbeitsteilung.

Nun kann man Austausch – also eine Interdependenz schaffende, sich gegenseitig ergänzende Wechselseitigkeit, die die Gleichheit des Getauschten impliziert – auch durchaus jenseits der Sphäre der Arbeit und des Marktes denken. Auch Arbeitsteilung ist nicht beschränkt auf die Sphäre der ökonomischen Arbeit. Allerdings ist eine Gleichheit des Tausches zwischen Verachteten und Verachtenden schwer herzustellen: Die Verachteten (Arbeitslose, Migrant*innen, Frauen und sozial Schwache) zeichnen sich ja gerade dadurch aus, dass ihre schwächere ökonomische und soziale Situation sie zu Opfern der Statusängste der Verachtenden macht.

Bleibt also die Frage, ob es einer Gleichwertigkeit des Austausches bedarf und welche anderen Wege sich zur Herstellung von Solidarität und damit zur Minderung der Dynamiken sozialer Verachtung anbieten. Hierzu mehr in Teil drei.

Literatur

- Bischof-Köhler, Doris (2002/2004), *Von Natur aus anders. Die Psychologie der Geschlechterunterschiede*, Stuttgart.
- Bourdieu, Pierre (1987), *Die feinen Unterschiede*, Frankfurt a.M.
- Buss, David M. (1994), *Evolution des Begehrens. Geheimnisse der Partnerwahl*, Hamburg.
- Dawkins, Richard (1996), *Das egoistische Gen*, Hamburg.
- Durkheim, Emile (2003), *Über soziale Arbeitsteilung: Studie über die Organisation höherer Gesellschaften*, Frankfurt a.M.
- Henn, Wolfram (2004), *Warum Frauen nicht schwach, Schwarze nicht dumm und Behinderte nicht arm dran sind. Der Mythos von den guten Genen*, Freiburg.
- Herrnstein, Richard J./Murray, Charles (1994), *The Bell Curve: Intelligence and Class Structure in American Life*, New York.
- Jensen, Arthur (1998), *The g Factor: The Science of Mental Ability (Human Evolution, Behavior, and Intelligence)*, Westport.
- Karabel, Jerome (2005), *The Chosen: The Hidden History of Admission and Exclusion at Harvard, Yale and Princeton*, Boston.
- Luhmann, Niklas (1995), »Inklusion und Exklusion«, in: Ders. (Hg.), *Soziologische Aufklärung*, Wiesbaden, S.237–264.
- Rushton, J. Philippe/Jensen, Arthur R. (2005), »Thirty Years of Research on Race Differences in Cognitive Ability«, *Psychology, Public Policy and Law*, Vol. 11, H. 2, S. 235–294.
- Rushton, Philippe (2000), *Race, Evolution, and Behavior: A Life History Perspective*, Port Huron, MI.
- Sarich, Vincent/Miele, Frank (2004), *Race: The Reality of Human Differences*, Boulder, CO.
- Sennett, Richard (2005), *Die Kultur des neuen Kapitalismus*, Berlin.
- Simmel, Georg (1992) »Exkurs über die Soziologie der Sinne«, in: Ders. (Hg.), *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*, Frankfurt a.M., S.722–742.
- Wollrad, Eske (2004), »Körperkartografien. Konstruktion von ›Rasse‹, Weißsein und Geschlecht«, in: Rohr, Elisabeth (Hg.), *Körper und Identität. Gesellschaft auf den Leib geschrieben*, Königstein, S.184–197.